

Die verlorenen Gesichter

Autor(en): **Kristenzen, Tom**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 38

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die verlorenen Gesichter

Nach einem japanischen Märchen

Von Tom Kristenzen

Es gab eine Zeit, wo ich jede Nacht einen langen Spaziergang durch die Stadt machte. Meinen Eltern gefielen meine nächtlichen Wanderungen nicht und sie verklebten darum alle Ritzen in den Wänden meiner Schlafkammer mit Papierstreifen; aber es half nichts. Jeden Abend stand ich auf und ging aus und wenn ich spät in der Nacht nach Hause kam, legte ich mich zum Schlafen dicht an die Wand, wo die Luft durch eine Ritze, die meine Eltern vergessen hatten, hereindringen konnte. Ich freute mich spitzbübisch darüber, denn nur durch diese Ritze konnten alle bösen Geister sich ungehindert zu mir schleichen, und das wollte ich gerade. Ich wollte meine Unruhe, meine Befessenheit nicht verlieren.

Auf diesen Wanderungen suchte ich meine Freunde auf. Ich kam ganz unerwartet und sehr spät und daher mußten sie mir oft unfreiwillig das Gesicht zeigen, was sie sonst während des Tages zu verstecken mußten. Wie ein Fischer, der des Nachts fischt, aber erst am Morgen seinen Fang sehen kann, sammelte ich diese Gesichter und am Tage betrachtete ich mit kalter Freude alle ihre Furchen, die das Grauen vor dem Dunkel und alle Linien, die die Angst vor sich selbst in sie gezogen. Es war wie eine Sammlung Masken von Teufelstänzern. Mir fehlte nur eine, meine eigene Maske.

Eines Abends, als ich auf meiner Wanderung durch Tokio in das Ryobashiviertel kam, sah ich aus dem Laden eines Freundes, des Kaufmanns Matsuya, ein sattes Licht schimmern. Seit zwei Jahren hatte ich nicht mit ihm gesprochen; aber ich hatte gehört, daß er eines Tages plötzlich einfältig und einförmig geworden wäre und daß man ihn seitdem leicht betrügen könnte. Wenn er jetzt z. B. Seide verkaufte, pflegte er die Augen zu schließen und mit seinen feinfühligsten Fingerspitzen den Stoff abzutasten und so einzuschätzen; doch selbst die teuersten Seiden fanden jetzt keine Gnade mehr bei ihm, er schob sie verächtlich bei Seite und verkaufte sie für einen Spottpreis. Ich hatte oft über dieses Rätsel nachgedacht und jedesmal ein wunderliches Schuldgefühl empfunden, das ich mir nicht erklären konnte.

Ich ging erst an seinem Laden vorüber, dann lachte ich hart auf, machte kehrt und trat mit kaltem Hohne ein. Ich verstand mein Benehmen selber nicht; war mir denn alles Gefühl bei meinem Maskensammeln abhanden gekommen?

Matsuya empfing mich freundlich und bot mir Tee an. Er schob das Becken mit den glühenden Holzohlen zu mir hin, damit ich mir die Hände wärmen konnte.

„Ich habe gehört, daß Du immer in der Dunkelheit zu wandern beginnst, stimmt das?“ fragte er ohne mich anzusehen.

„Ja!“

„Ich habe gehört, daß Du alle Orte hier in Tokio kennst, ist das wahr?“

„Ja!“

„Bist Du niemals Geistern begegnet?“

„Nein!“

„Hast Du niemals Mujina gesehen?“

„Nein, wer ist Mujina?“

„Das weiß ich auch nicht. Aber ich habe einen Priester gefragt, wer das gewesen wäre, den ich damals getroffen habe, und er sagte, das müßte Mujina gewesen sein.“

„Also wer ist Mujina?“

Ich saß und sah auf meine Knie herunter; aber als Matsuya nicht weiter reden wollte, richtete ich meinen Blick blühschnell auf ihn und bemerkte, daß er mit leerem Ausdruck in den Augen und offenem Munde darsaß. Er erschien mir wie ausgehöhlt. Dann tauchten plötzlich zwei kleine Fünkchen in der Tiefe seiner schwarzen Augen auf, sie kamen näher und näher, wie Lichter auf einem dunkeln Weg. Schließlich waren sie ganz vorn in den Pupillen. Er schloß die Augen, stöhnte laut, und kam wieder zu sich.

„Es war schrecklich“, sagte er, „Mujina ist entsetzlich. Ja, ich kann es nicht erklären, denn es gibt nichts zu erklären. Mujina ist grausam; er läßt einen scheinbar entweichen. Wenn er bloß ein Ohr abbeißen, einen verspeisen würde, dann könnte man ihn verstehen — aber er tut gar nichts. Ach, ich habe solche Angst, solche furchtbare Angst!“

Er öffnete den Mund wie zu einem stummen Schrei und blieb lange so sitzen. Ich fühlte mich wie taub von dem wahn sinnig langen Geheul, was doch nicht ertönte. Dann klappten seine Kinnladen wieder zusammen und ohne jede Einleitung fing er in leisem, singendem Tone, als ob er den Bericht auswendig könne, zu erzählen an:

„Ich ging eines Abends um den Weg abzukürzen quer über ein Feld. Man begegnet stets etwas Bösem, wenn man einen Abkürzungsweg geht. Es war stockdunkel, so daß ich nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Wie sollte ich da den kleinen See und den Baum und die Frau erkennen? Es war kein Mondschein und nicht das winzigste Licht fiel auf den See oder den Baum oder die Frau. Trotzdem konnte ich wohl bemerken, daß die Frau vornübergebeugt darsaß und sehr traurig war. Ihre Schultern zuckten vor innerem heftigem Weinen.“

Ich trat näher heran und setzte mich an ihre Seite; ganz dicht, denn ich fürchtete, sie würde sich in ihrem Kummer in den See stürzen.

„Das ist kein Ort für junge Frauen“, sagte ich und legte die Hand auf ihre Schulter. Ihr Kimono war aus der herrlichsten Seide, das merkte ich sofort, eine Seide, wie ich sie so prachtvoll nie in meinem Laden gehabt habe; mir ist, als fühlte ich sie noch. Ich zog meine Hand schnell wieder zurück.

„Um diese abendliche Stunde ist es hier gefährlich!“ fuhr ich fort. Doch sie beugte sich nur noch tiefer herunter und fing ganz trostlos an zu schluchzen. Das Gesicht verbarg sie dabei in ihren weiten Ärmeln.

„Was sollen wir tun, kann ich Dir nicht helfen, ist Dein Kummer so groß?“

Sie rückte etwas von mir ab.

„Ich will Dir wirklich bloß helfen. Ist es denn so schlimm? Nein, höre, Du darfst nicht so weinen, Du darfst Dich nicht in den See stürzen!“

Sie erhob sich langsam, als ob ich sie langweilte und drehte mir den Rücken zu. Doch ich konnte nicht gehen. Sie durfte doch nicht allein hierbleiben. Und ich stand auf und trat zu ihr hin.

„Komm jetzt, laß uns von diesem gefährlichen See fortgehen“, sagte ich.

Aber da drehte sie sich um. Sie hielt die Arme vor's Gesicht und ich glaubte, sie wollte ihre vermeinten Augen verbergen. Dann machte sie eine Bewegung, als ob sie sich über Stirn und Nase striche und ließ die Arme sinken. Ich beugte mich herab; ich wollte ihr Gesicht sehen, sie trösten, ihr in die Augen blicken; aber sie hatte keine Augen, keine Nase, keinen Mund — ihr Gesicht war glatt wie ein Ei!“

Matsuya richtete seinen Blick auf mich, als ob er Hilfe suchte; doch ich sah nur, daß seine Backen eingefallen waren und spassige Kreuz- und Querlinien auf seiner Gesichtsmaske bildeten. Jede Lächerlichkeit sah ich unbarmherzig deutlich, ich wußte nicht weshalb.

„Ha“, lachte ich und ließ meine Hand wohlgefällig über meine eigenen Wangen gleiten, die fest und oval waren, und fragte höhnisch, „ist das alles was Du von Mujina weißt?“

„Sei nicht so hart“, bat Matsuya, „es war so furchtbar. Ich schrie, ich verging beinahe vor Angst. Ich lief über das Feld, strauchelte, erhob mich wieder und schrie, als ob meine Seele aus meinem Mund heraus und vor mir herfliehen wollte. Was die Frau tat, wußte ich nicht. Ich wagte nicht, mich umzudrehen!“

Matsuya machte eine kleine Pause und sammelte Kräfte, um mit der Erzählung fortzufahren. Beständig hielt er die Blicke nur auf meine Füße gerichtet. Ich nahm ein Stück Seidenpapier und rieb mir damit die Nase. Dann ließ ich meine Augenbrauen auf und ab gleiten, denn eine leichte Müdigkeit hatte mich befallen. Darauf fuhr Matsuya in dem gleichen, ein-

Meinen werten Feinden

Die Feinde haben mich weise gemacht,
— Die guten Feinde!
Erst hab' ich gebrummt, dann hab' ich gelacht
Der grimmen Gemeinde.

Sie haben mir, was ich bin, gezeigt,
— Die lieben Leute!
Nun weiß ich, wie man lächelt und schweigt,
Wer haßt mich heute?

J. Bierbaum.

förmigen Tone fort: „Da sah ich zum Glück in einiger Entfernung ein Lichtchen. Ob es in einem offenen Fenster oder auf der Erde stand, konnte ich nicht beurteilen; aber es bewies doch, daß Menschen in der Nähe sein mußten, und ich fühlte eine ungeheure Erleichterung. Das Licht wurde größer, es bewegte sich schwach, und ich konnte eine menschliche Gestalt unterscheiden. Das Licht stand auf der Erde. Ich lief gerade darauf zu und entdeckte, daß es ein Straßenverkäufer war, der sein Gestell mit Waren abgesetzt hatte um es zu ordnen.

„Ach, hilf mir!“ schrie ich.

Das Lichtchen warf einen rötlichen Schein auf seine blauen Kulihofen und schimmerte in den Schalen, die er umstellte. „Was ist denn los, weshalb schreiest Du denn so?“ fragte er barsch.

„Ach, ich kann es nicht sagen.“

„Du hast wohl Räuber getroffen?“ höhnte er.

„Ach nein, aber ich kann es nicht begreifen, ich kann es nicht sagen!“ stöhnte ich und trat dicht an ihn heran.

„Ja, war es vielleicht das?“ sagte er und fuhr mit der Hand über sein Gesicht, und da sah ich im schwachen Schein des Lichtes, daß auch er — sein Gesicht war glatt und kahl wie ein Ei!“

„Ich begreife nicht, wie ich damals nach Hause gekommen bin.“

Matsuya saß vornübergebeugt und sein Blick haftete immerzu auf meinen Füßen. Seine Stirn war von unregelmäßigen Runzeln bedeckt und seine Unterlippe hing herunter. „Ich kann es nicht begreifen“, flüsterte er, „mitten in der Nacht wake ich plötzlich auf und fühle einen heftigen Schmerz, es schmerzt so, weil ich es nicht begreifen kann. Es ist ein stilles drohendes Rätsel. Aber wie soll ich es vergessen, was soll ich tun? Ich werde verrückt!“

Ich fühlte kein Mitleid mit ihm. Seine alten Züge waren so lächerlich und seine Worte kamen mir so kindisch vor, daß ich lachte und sagte: „Ach das war Dein ganzes Erlebnis!“

Matsuya sah verwirrt hoch und im selben Augenblick wischte ich mir über meine kalte Stirn. Ich fühlte voller Schadenfreude, daß ich keine Runzeln hatte, daß meine Stirn glatt war.

Da verwandelte sich plötzlich Matsuyas Gesicht, er stierte mich mit wildem Blick an und heulend auf mich zeigend rief er „Mujina!“! Sein Mund blieb weit geöffnet, tief hinter der Zunge setzte ein Röcheln ein dann fing er wieder an zu schreien, eine Anzahl langer, jäh abbrechender Schreie auszustoßen. Er sprang auf, stieß das Kohlenbecken um und lief hinaus.

Er ist verrückt, dachte ich und blieb ruhig am Boden sitzen. Gedankenlos sah ich zu, wie die glühende Kohle ein Loch in die Matten brannte. Eine kleine Flamme fing an an einem Strohalm entlangzulecken, eine andere glitt an einem zweiten Strohalm hoch, sie trafen sich, lobten auf und eilten nach allen Seiten auseinander. Mir schien meine Augen mühten von dem Rauch tränen und ich fuhr unwillkürlich mit den Händen in die Höhe, um sie zu reiben. Da merkte ich, daß ich keine Augen hatte! Ich betastete mein Gesicht, es war glatt wie ein Ei!

Entsetzt sprang ich auf, lief zu einem Schränkchen aus dem ich einen Spiegel hervorsuchte und sah hinein. Ich erblickte eine weiße ovale Schale ohne einen einzigen Gesichtszug, mein Haar sah wie immer aber über einem Ei.

Ich vergaß alles in meinem Entsetzen und sprang durch die immer größer werdenden Flammen auf die Straße hinaus. Ich sah mich um. Da kamen Menschen angegangen. Sie waren ganz ruhig, sie hatten das Feuer noch nicht bemerkt. Schleunigt hielt ich den Arm hoch, um mein Gesicht zu verbergen und lief nach Hause. Hier ergriff ich eine Kopfbedeckung, verbarg dahinter mein Gesicht und ging zu meinen Eltern hinein.

„Habt ihr nicht etwas Papier? Es ist noch eine Ritze in meinem Zimmer durch die Mujina hereinkommen kann.“

Sie fanden ein paar Streifen und die klebte ich sofort über den kleinen Spalt. Dann ergriff ich Matsuyas Spiegel, einen kostbaren, goldgefaßten alten Handspiegel mit Kaninchen auf der Rückseite und sah hinein. — Mein altes Gesicht blickte mir daraus entgegen.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß ein ganzes Quartier in Krobashi abgebrannt wäre und daß man Matsuyas Leiche in einem kleinen See auf einem freien Felde gefunden hätte.

Sobald es jetzt dunkel wird, wage ich nicht auszugehen. Meine Eltern glauben von mir, daß ich studiere und arbeite; aber ich sitze mit Matsuyas Spiegel und durchforsche mein Gesicht. Fängt es an zu erstarren? Wird es sich wieder in ein Ei verwandeln? — Jetzt studiere ich immer nur meine Maste, mein eigenes Gesicht, vor dem mir graut.

CHILLON

Text und Bild von Lutz Lenzin

Wie die gesamte Schweiz Schillers „Wilhelm Tell“ eine über die Grenzen der Heimat hinausreichende Berühmtheit verdankt, so schuldet Schloß Chillon, das malerischste und sicher meist besungene Schloß der Schweiz, Byrons bewegtem und bewegendem Gedicht: „Der Gefangene von Chillon“, einen Teil seines Ruhmes.

In hundert Bildern redet malerisches Mittelalter hier zu uns, Burgenromantik erblickt auf Schritt und Tritt, Rittergeschichten geistern im Schloßhof, Minnelieder flüstern im Burgfräuleingarten, — Giebelrot, Mauergrau, Baumgrün unter lichtblauem Himmel lassen den nahen Süden ahnen. Spitzbogen

und Wimperg, Türme und Tore erklingen in der Stilsinfonie von Jahrhunderten. Allüberall sinnt und sitzt die „gute alte Zeit“.

Chillons früheste Geschichte läßt sich nachweisen bis zur Bronzezeit, also etwa 1800 bis 1900 Jahre vor Christi Geburt, und zwar durch reiche Gräberfunde. Ein altrömisches Wacht haus scheint im IV. Jahrhundert den Stürmen der Völkerwanderung zum Opfer gefallen zu sein. Unter dem heutigen Boden des Schlosses befinden sich Reste alter Gebäude und Befestigungen die in das IX. Jahrhundert zurückreichen — das älteste geschichtliche Dokument aber, das Chillon betrifft, trägt das Datum des Jahres 1005 und läßt uns wissen, daß das Schloß den Bi-